



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Leo der Dreizehnte und Italien.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Leo der Dreizehnte und Italien.



n der letzten Ansprache an das Kollegium der Kardinäle gab der Papst dem Wunsche Ausdruck, zu einer Verständigung mit dem Königreiche Italien zu gelangen, und seitdem bildet die Ausföhnung zwischen Vatikan und Quirinal mehr denn seit langer Zeit das Thema publizistischer Erörterungen. Namentlich beschäftigte sich die liberale Presse Italiens vielfach mit der Sache, und zwar in einer Weise, nach welcher man glauben sollte, der Kurie sei an einem Ausgleich mehr gelegen als der königlichen Regierung. Die betreffenden Blätter suchten diese Vorstellung dadurch hervorzurufen, daß sie gewisse Vorgänge, die sie aus kirchlichen Kreisen brachten, als Anzeichen einer besonders lebhaften Sehnsucht der obersten Sphären der katholischen Welt nach Frieden mit den politischen Machthabern darstellten. Eins der Beispiele, die sie anführten, war die Haltung, welche der Erzbischof und die übrige Geistlichkeit von Florenz bei den Feierlichkeiten beobachteten, mit denen die neue Fassade der dortigen Kirche Santa Maria del Fiore enthüllt wurde. Mit Recht wurde darauf von anderer Seite hervorgehoben, daß jene Haltung des florentinischen Kirchenfürsten gegenüber dem italienischen Königspaare nicht mehr als die Erfüllung eines Gebotes war, welches guter Takt eingab. Der Erzbischof und sein Klerus standen bei der Gelegenheit gekrönten Häuptern gegenüber, denen sie Ehrerbietigkeit schuldig waren, und wenn sie darnach verfuhrten, so war daraus kein anderer Schluß zu ziehen, als der, daß sie eben Takt besaßen. Faßte man die Sache anders auf und geschah ähnliches in andern Fällen, so bewies man gerade das Gegenteil dessen, was man glauben machen wollte, daß nämlich das Bedürfnis nach Frieden mit dem Papste bei denen, welche durch die liberale Presse mit dem italienischen Publikum sprechen, besonders lebhaft und dringend sein mußte.

Die Wahrheit aber liegt in der Mitte: beide Teile empfinden gleich stark die Nachteile, welche ihr jetziges Verhältnis zu einander mit sich bringt, und gleich stark ist bei beiden der Wunsch, wenigstens zu einem *modus vivendi* zu gelangen. Aber die Schwierigkeiten, die sich der Erfüllung desselben entgegenstellen, sind groß und erscheinen fast unüberwindlich. Es kam allerdings auf die Deutung an, wenn der heilige Vater in jener Ansprache an das Konsistorium der Kardinäle erklärte, der Zwist zwischen der Kurie und Italien sei nur „unter Wahrung der Gerechtigkeit und der Würde des apostolischen Stuhles“ zu beseitigen, und „die Vorbedingung der Eintracht sei ein Verhältnis, bei welchem der römische Papst niemandes Gewalt unterworfen sei und, wie es das Recht verlange, volle und wirkliche Freiheit genieße.“ Vatikanische Preßstimmen erklärten diese Allgemeinheiten teils mit andern Allgemeinheiten, indem sie sagten, der Papst müsse thatsächlicher Souverän eines ihm ganz gehörigen Gebietes und in keiner Weise von den Gesetzen einer Macht abhängig sein, die von heute auf morgen eine Änderung erfahren könne, teils mit der bestimmten Behauptung, er werde seinen Ansprüchen auf Rom nimmermehr entsagen. Es waren aber eben Preßstimmen, die wir für Fühler halten dürfen und, wo sie ganz bestimmt sprachen, für Äußerungen nach dem diplomatischen Grundsatz: Wer etwas erlangen will, muß viel verlangen. Der Papst dürfte zulezt mit weniger zufrieden zu stellen sein, wenn es auch vielleicht ebenfalls nur ein Fühler war, als vor kurzem aus Rom gemeldet wurde, daß dort ein Herr Daehne, der Vorsitzende des katholischen Vereins im Haag, eingetroffen sei, um im Namen und Auftrage hervorragender Kreise Hollands und Belgiens für eine Verständigung zwischen Italien und dem Vatikan zu wirken, daß Grundlagen zu einer solchen bereits von mehreren Kardinälen, katholischen Diplomaten und italienischen Staatsmännern gebilligt worden seien, und daß man Hoffnung habe, auch der Papst werde sie annehmen. Als solche Grundlagen wurden genannt: 1. Herstellung einer faktischen päpstlichen Souveränität über alle Bewohner des vatikanischen Gebietes durch Einsetzung einer päpstlichen Gemeindeverwaltung und einer besondern Gerichtsbarkeit, gehandhabt durch juristische Beauftragte der Kurie; 2. Ausübung aller Hoheitsrechte innerhalb jenes Gebietes einschließlich der Prägung von Münzen und der Ausgabe von Noten durch eine vatikanische Bank, garantirt durch die Kirchengüter; 3. stillschweigender Verzicht des Papstes auf den Besitz Roms. Die Bestätigung dieser Nachricht wird abzuwarten sein, und so einfach liegt die Sache wohl schwerlich. Andererseits ist die von beiden Seiten unzweifelhaft herbeigesehnte Versöhnung eine Aufgabe, zu deren Lösung niemand befähigter erscheint als der jetzige Papst. Sein Vorgänger war mehr Prälat als Staatsmann, mehr Gefühlsmensch als Rechner mit Thatfachen. Der Theolog überwog in ihm den Politiker, und je geringer an Ausdehnung sein weltliches Gebiet wurde, desto eifriger war er auf Schöpfungen von Dogmen bedacht, welche seine geistliche Macht stärken und seinen Einfluß auf die Gewissen

erweitern sollten. Es wäre indes unbillig, sein Mißgeschick als weltlicher Herrscher lediglich auf seine mangelhafte politische Befähigung zurückzuführen. Die Vereinigung Italiens war unaufhaltsam geworden. Mazzini hatte sie vorbereitet, England, vorwiegend aus selbstüchtigen Beweggründen, teilweise auch aus politischer Schwärmerei einzelner, dabei geholfen, Cavour's staatsmännische Klugheit, Viktor Emanuels entschlossener Geist und Garibaldis Abenteurergenie hatten das Werk unter glücklichen Sternen weiter gefördert. Es war ein Unglück für das Papsttum, daß seine alten Ansprüche auf weltliche Herrschaft sich nicht mit der neuen Idee des Rechtes der Nationen auf Zusammenschluß in staatlicher Einheit vertrugen. Wäre es in Avignon geblieben, so würde es nach seiner weltlichen Seite schon unter Ludwig dem Vierzehnten von Frankreich verschlungen worden sein. Das italienische Volk, soweit es politisch dachte, wollte nicht mehr in Kleinstaaten zerspalten bleiben, damit das angebliche Bedürfnis der katholischen Welt, für ihren geistlichen Oberherrn einen weltlichen Thron zu haben, erfüllt bliebe. Konnte sich der Papst wirklich nur auf einem solchen Throne voller Freiheit und Unabhängigkeit erfreuen, so mußten die, welche das behaupteten, ihm einen derartigen Thron in einem Teile der Erdoberfläche schaffen, wo er mit der Einheit keiner Nation in Widerspruch geraten konnte. Käme es allein auf Besitzurkunden an, so wäre das Recht des Papstes auf Rom unstreitig sehr stark. Der Anspruch eines Volkes auf seinen Grund und Boden und eine Hauptstadt, die dessen natürlichen Mittelpunkt bildet, gründet sich aber nicht auf Besitztitel, sondern auf Thatfachen, auf dessen Bestrebungen und auf dessen Macht und Bereitschaft, für sie zu kämpfen. Es ist, wenn solche Ansprüche an dem Punkte anlangen, wo „die Zeit erfüllet ist,“ das Recht der Natur, das Recht des geschichtlichen Lebens, das die Formen sprengt und beseitigt, welche das Recht der Advokaten und Diplomaten in früheren Tagen geschaffen hat, indem sie damals ebenfalls das Erzeugnis jenes erst unbewußten, dann sich erkennenden und vollenden Lebens befestigten und bestätigten. Das Völkerleben ist Fluß, kein Recht faßt es für ewig. Die Geschichte ist in dieser Beziehung eine Aufeinanderfolge von ganzen und halben Rechtsbrüchen. Übrigens fehlt es durchaus nicht an Katholiken, welche der Meinung sind, daß der Verlust der weltlichen Macht das Papsttum nicht schwächt, sondern gestärkt habe. Der Papst war als König des Kirchenstaates nichts weniger als frei und selbständig, er hing vielmehr abwechselnd von Frankreich und Oesterreich ab und hatte für deren Beistand zu zahlen. Er mußte nach Paris gehen und Napoleon den Ersten, den „Sohn der Revolution,“ krönen, seine Beauftragten hatten sich später den Beamten Oesterreichs zu fügen, er war genötigt, jeder Reaktion zu dienen, was namentlich von den beiden Trägern der Tiara gilt, die in der Zeit der heiligen Allianz herrschten. Nur die kurze Periode von 1848, wo Pius der Neunte die italienischen Fahnen segnete, macht davon eine Ausnahme, die aber später reichlich ausgeglichen

wurde. Leo der Dreizehnte dagegen hängt von keinem weltlichen Arme ab und hat weit mehr Freiheit in seinen Entschlüssen als seine Vorgänger.

Unstreitig würde eine Versöhnung des Königs von Italien mit dem Papste viele ehrenwerte Italiener in hohem Grade befriedigen, über weite Kreise Frieden verbreiten und beiden Mächten zum Nutzen gereichen. Italien ist ein junger Staat, der zwar gute Fortschritte macht, aber in seinen Lebensinteressen, wo nicht in seinem Bestande von Frankreich bedroht ist, während er anderseits die Vergangenheit noch nicht vergessen haben kann, in der Österreich die Nation geknebelt hielt und deren Wiederkehr nicht völlig ausgeschlossen ist. So lange Italien und der Vatikan sich als Gegner gegenüberstehen, wird es keinem der Feinde des ersteren zu geeigneter Zeit an einem Vorwande zu einem Angriffe fehlen. Noch mehr als diese Rücksicht aber könnte die innere Politik den Versuch zu einer Verständigung empfehlen. Auch in Italien haben die Fortschritte des Liberalismus zu einem Punkte geführt, wo es abwärts gehen muß, wenn dem Wagen nicht ein Hemmschuh angelegt werden kann. Es giebt auch hier Demokraten, Sozialisten, Anarchisten und andre politische Phantasten, die mit gleicher Kühnheit und Rücksichtslosigkeit gegen Staat und Gesellschaft wie gegen Kirche und Religion arbeiten. Die gemäßigten Liberalen fühlen, daß sie bei der Bekämpfung dieser Parteien des Umsturzes erheblich mehr Aussicht auf dauernden Widerstand haben würden, wenn sie sich der Mitwirkung der päpstlichen Partei im Lande erfreuten, zu welcher nicht bloß der größte Teil des italienischen Klerus, sondern auch eine nicht geringe Menge der Laienbevölkerung, z. B. der römische Adel, gehört. Bisher aber hat der Vatikan seinen Anhängern eine Haltung vorgeschrieben, welche mit der Parole: „Weder wählen, noch sich wählen lassen“ bezeichnet ist, und in Folge dessen ist das italienische Parlament ein Torso: es drückt die Meinung und den Willen des Volkes nicht vollständig aus, es entbehrt bedeutender Kräfte, welche den Radikalen in seiner Mitte die Stange halten zu halten vermöchten, Massen konservativer Städter und Landleute bleiben der Stimmurne fern. Hörte diese Enthaltung von der Teilnahme am parlamentarischen Leben auf, so würden die Abgeordneten dieser Farbe sich naturgemäß den gemäßigten Gruppen anschließen und deren Programm eine mehr konservative Schattirung geben. Die monarchischen Parteien Frankreichs haben Vertreter in die Kammer gesandt und können jetzt verzögern, wo nicht verhindern, daß die Radikalen ans Ruder gelangen und das Land in Revolution und Krieg stürzen. Weshalb sollte die päpstliche Partei in Italien nicht eine ähnliche Rolle spielen? Der Papst brauchte nur auf Zugeständnisse von der andern Seite hin ein Wort zu sprechen, und Hunderttausende von Italienern würden bei der nächsten Wahl erscheinen, um für Ordnung, Gesetz, Königtum, Eigentum und Religion zu stimmen. Der Traum Dantes würde sich verwirklichen, wir würden den Papst den König und Italien segnen sehen — ein ungeheures Ereignis in den Augen von Millionen. Belächelt man dies als

Sentimentalität, die nicht in politische Rechnungen gehöre, so weisen wir auf Veranger hin, der zwar Poet und Republikaner, aber ein Menschenkenner war, und der sein Bauernweib den Sturz des niedergeschlagen an ihrem Herdfeuer sitzenden Napoleon vorzüglich deshalb so tief empfinden läßt, weil er der Mann ist, „den einst ein Papst gekrönt hat.“ Die modernen Ideen haben weit um sich gegriffen, auch in den niedern Sphären der Völker, aber das Papsttum ist eine Institution, so alt und so mit dem Leben weiter Kreise, besonders unter den Romanen, verschmolzen, daß man sie auch in der grellen weltlichen Beleuchtung der Gegenwart als großartig und machtvoll anerkennen muß. Nennen wir es Zauber, wenn die Krone auf König Umbertos Haupt, vom heiligen Vater segnend berührt, fester zu sitzen scheinen würde — es ist ohne Zweifel ein kräftiger und darum begehrenswerter Zauber, für den man etwas zahlen kann.

Die Schwierigkeiten bei der Frage, wie viel dafür zu zahlen sei, sind nun allerdings bedeutend. Leo der Dreizehnte konnte sich mit dem preussischen Staate verständigen, obwohl dieser ein protestantischer und aus den Trümmern des „heiligen“ römischen Reiches erwachsener war; er konnte es, weil Preußen auch keinen Quadratfuß des einstigen weltlichen Gebietes der päpstlichen Krone einschloß. Der Vatikan liebt es nicht, ausdrücklich zu verzichten. Als Neapel noch selbständig war, gehörte dazu ein Winkel solchen Gebietes, und der König schickte dafür als Huldigung alljährlich ein Geschenk nach Rom. Der Papst nahm es an, knüpfte daran aber stets eine Rechtsverwahrung. Pater Tosti hat jetzt Vorschläge zu einem modus vivendi veröffentlicht, durch welchen die Rechte des heiligen Vaters mit der thatsächlichen Herrschaft des Königs von Italien versöhnt werden sollen. Der letztere soll den Kirchenstaat als Vasall des Papstes bis auf einen Landstreifen vom Vatikan bis ans Meer behalten, der letzteren nicht mehr als Enklave fortbestehen lassen, sondern mit der außeritalienischen Welt in direkte Verbindung bringen würde. Dies erscheint fast so unmöglich, wie eine Zurückgabe der Reichslande an Frankreich. Italien kann so wenig wie Deutschland auch nur ein Dorf wieder abtreten. Wohl aber ließe sich das Garantiegesetz, so viel es dem Papste auch gewährt, erweitern und verstärken, und in dieser Gestalt könnte es dann von der Kurie anerkannt werden. Nur dürfte von irgend welchem Vasallentum des Königs dabei so wenig die Rede sein, wie von einer Bestimmung, welche ausländische Mächte zu Wächtern und Bürgen dieses Gesetzes machte. Wie es zu erweitern und zu verstärken ist, soll hier nicht erörtert werden. Wir wiederholen nur, daß beide Teile ein Interesse haben, sich zu verständigen, und daß hier die Stelle wäre, wo dies geschehen könnte. Es ist eine grelle Anomalie, daß der Papst mit protestantischen Mächten auf gutem Fuße steht, mit Preußen Höflichkeiten, ja herzliche Rundgebungen austauscht, der Königin Viktoria durch einen Kardinal zu ihrem Regierungsjubiläum feierlich Glück wünschen wollte und anderseits den König Umberto, den Beherrscher von fünfundzwanzig Millionen Katholiken,

die zudem Landsleute Leos sind, von sich fern hält. Während ein päpstlicher Nuntius in Berlin eine Möglichkeit, wenigstens ein Wunsch der Kurie ist und wohl auch dem Fürsten Bismarck willkommen oder doch unbedenklich wäre, während ein päpstlicher Gesandter am Hofe von St. James nur deshalb nicht erscheinen kann, weil einige bigotte Mitglieder des Oberhauses einen Beschluß durchsetzten, nach welchem dieser Gesandte kein Geistlicher sein darf, ist der gut katholische König in Rom für den Papst nicht vorhanden. Mit Leo dem Dreizehnten ist eine Ära der Versöhnung angebrochen, die auch diesem durchaus unnatürlichen Verhältnisse ein Ende machen sollte, und es steht bei der Weisheit des jetzigen Pontifex zu hoffen, daß über kurz oder lang der Weg hierzu über alle Hindernisse hinweg gefunden werden wird. Jene Weisheit rechnet mit Interessen und weiß die größeren von den geringeren zu unterscheiden, und die höchsten Interessen beider Teile, die gegenüber den Staat und Kirche gleich sehr bedrohenden revolutionären Mächten der Zeit, sind ein und dieselben.

Nachschrift. Das hier gesagte wird durch die vor wenigen Tagen erfolgten ministeriellen Äußerungen im italienischen Parlamente bestätigt, mit denen die Interpellation des Abgeordneten Bovio beantwortet wurden. Nicht bloß Depretis, sondern auch Zanardelli und Crispi sind hiernach einer Ausöhnung mit dem Papste grundsätzlich geneigt, und es handelt sich nur noch um die Bedingungen und Zugeständnisse.



Maharadschah Dulip Singh.



ir werden Auge und Zunge an diesen Namen gewöhnen müssen und uns das erleichtern, indem wir uns erinnern, daß Radschah, in welchem Worte die Wurzel von rex stecken soll, einen Fürsten und Maha (griechisch μέγας) groß bedeutet. Lange Jahre begegnete man dem Träger des Namens in dem amtlichen Hofbericht und der ausführlicheren Chronik der Morning Post über die vornehme Welt in England. Eine Cour wäre nicht vollständig gewesen ohne die an Tausend und eine Nacht erinnernde Erscheinung dieses indischen Fürsten; er wurde auch zu kleinen Hofgesellschaften nach Windsor geladen und fast wie zur Familie gehörend behandelt; man fand ihn unter den Prinzen und Prinzessinnen, welche bei feierlichen Audienzen hinter der Königin in den Thronsaal eintreten. Der Prinz von Wales besuchte ihn auf seinem Landsitz Elveden Hall in Suffolk. Im Publikum wußte man, daß er der Sohn von